

Ein Mensch werden: Frühe Dynamik religiöser Erfahrung

Horst Kämpfer

On Becoming Human: Early Dynamics in Religious Experience. Referring to the confluence of biblical verses, psychotherapy and quotes from P. Sloterdijk, the author points to early experiences with space, face, voice, changes and word-relations as constitutional for identifying experiences as religious later on in life.

1. Religiöses Bewusstsein

Religiös, spirituell, religiöses oder spirituelles Gefühl oder gar Bewusstsein – diese Begriffe werden, ganz bestimmten Interessen folgend, für geradezu unendlich viele Phänomene benutzt. Menschen staunen, sind ergriffen, tief bewegt, sind von der Matthäus-Passion zu Tränen gerührt, finden in der Stille zu sich selbst oder haben Bilder und Fantasien einer Verbundenheit mit dem Göttlichen, fühlen sich in der Natur gehalten, getragen oder aufgehoben u. a. m. Wenn wir solche psycho-physiologisch-geistigen Gegebenheiten mit Religion oder Spiritualität in Verbindung bringen, so legen wir diesen Phänomenen einen Sinn ein. Es ist der Versuch, das Subjektive in einen größeren, das Eigene transzendierenden Zusammenhang zu rücken. Begriffe wie „Sinn und Geschmack für das Unendliche“ und „schlechthinnige Abhängigkeit“ (Schleiermacher) oder auch „das, was uns unbedingt angeht“ (Tillich) sind schon Abstraktionen oder Generalisierungen und zugleich qualitative Bestimmungen jener Phänomene.

Am intensivsten jedoch hat sich Rudolf Otto mit der Eingrenzung und Bestimmung des religiösen Gefühls, das sich im Gegenüber zum Heiligen oder Numinosen entwickelt, befasst.¹ Das Gefühl lebensbestimmender Abhängigkeit entsteht für Otto aus der Begegnung mit dem Numinosen und das er verdichtend „das Kreaturgefühl“ nennt.² Ein solches entdeckt er in der Erkenntnis Abrahams, der wagt, mit Gott zu handeln und dabei erkennt, dass er Erde und Asche ist (1 Mose 18, 27). Das ist nun keine leicht dahergesagte Erkenntnis, sondern ist verbunden mit „demütigem Erzittern und Verstummen der Kreatur vor dem unsagbaren Geheimnis über aller Kreatur“.³ Im Gewährwerden der Tatsache, dass ich nicht aus mir selber bin und so mich

1 Rudolf Otto, *Das Heilige*, Breslau 1917.

2 A. a. O., 8 ff.

3 A. a. O., 14.

dem Numinosen, dem gestaltlos Göttlichen gegenüber erlebe, werden unterschiedliche Emotionen evoziert: die Momente *tremendum*, *majestas*, *energicum*, *mysterium*, *mirum*, *fascinans*, *augustum* und *sanctum*.⁴ In anderen Worten: Furcht und Zittern vor der Energie des übermächtigen Geheimnisses und Wunders, welches in seiner Erhabenheit eine nicht endende Anziehungskraft hat, die einen ergreift. Es sind dies die emotionalen Momente, mal das Eine und mal das Andere mehr im Vordergrund, die ein religiöses Gefühl ausmachen.

Otto macht darauf aufmerksam, dass wir für das eigentlich Unausprechliche nur *analogia* bilden können. Wenn z.B. zum religiösen Gefühl der Schrecken gehört, so kann der alltäglich erlebbare Schrecken nur eine Annäherung an das sein, was mit heiligem Schrecken, dem Gottesschrecken oder dem Grauen gemeint ist. In diesem Zusammenhang macht Otto auf ein psychologisches Phänomen aufmerksam. Er geht davon aus, dass das Gefühl des Numinosen aus keinem anderen Gefühl ableitbar ist. Aber das numinose Gefühl zieht andere Gefühle ähnlicher Art an. Daher ist es umgekehrt wichtig, „die Kette der Reize ausfindig zu machen, unter deren Wirkung das numinose Gefühl wach wurde ...“.⁵ Welche durch Menschen vermittelte Erfahrung und die diese begleitenden Gefühle könnten wesentlich sein innerhalb der Reizkette, die auf das Gefühl des Numinosen verweisen? Ob das „eigentlich“ religiöse Gefühl immer ein „noch mehr dem Quantum und der Quale nach“ beinhaltet, wie Otto festhalten will, ist eine Glaubenssache.⁶

Thetisch ließe sich die Sache auch umkehren: Alle Erfahrungen und Gefühle, die später religiös genannt werden, haben ihren Ursprung im frühesten Erleben des Menschen mit seinen Bezugspersonen, welche am Beginn des Lebens die Welt sind. Welche Erfahrungen und Gefühle also aus frühestem Erleben kehren in unseren religiösen Texten, Praxen und Glaubensvorstellungen wieder?

Die Pastoralpsychologie nun versucht alle Äußerungsformen der Religion und des Glaubens in einen Dialog mit den psychologischen Erkenntnissen über zwischenmenschliche Erfahrungen und der individuellen Psychodynamik zu bringen, in der Überzeugung, dass beide Äußerungsformen sich gegenseitig „auslegen“ können, sie füreinander zum „hermeneutischen Schlüssel“ (Scharfenberg) werden.

4 Vgl. a.a.O., 13–73.

5 A.a.O., 56.

6 Vgl. a.a.O., 79.

2. Raumerfahrungen

Ein Kind kommt zur Welt. Es tritt hinzu, bereichert, erschafft mit und ist zugleich selbst Welt. Sloterdijk fragt: „Wo sind wir, wenn wir in der Welt sind?“ Die Frage zielt auf eine Ortsbestimmung. Der hier gedachte Ort ist eine dynamische Größe. Orte werden erschaffen. Es sind Räume oder Sphären, die „Menschen erzeugen, um zu haben, worin sie vorkommen können als die, die sie sind“.⁷ Das griechische Wort ‚sfaira‘ bezeichnet die Erd- und Himmelskugel, aber auch den Spielball. Mutter und Baby erspielen sich in der frühen Zeit ein Universum. Sie sind Welt füreinander und miteinander.

Im Anfang: „Da bildete Gott den Menschen aus Erde vom Acker und blies in seine Nase Lebensatem. Da wurde der Mensch ein atmendes Leben“ (Gen 1.7). Und ebenso gilt: Das neugeborene Baby ist ohne den „lebendigen Atem“ der Mutter nicht überlebensfähig. So formuliert auch Spitz: „Durch den Austausch [...] mit der Mutter muß der Ausrüstung der Odem des Lebens eingehaucht werden. Dazu ist eine Wechselbeziehung unerlässlich.“⁸ Es geht um eine geistige oder emotionale Bezogenheit, deren Qualität sich nur äußerst schwer unmittelbar am Verhalten der beiden ablesen lässt. Tritt nun das lebendige Wesen dem Gott oder der Mutter entgegen, so bilden sie sofort

„miteinander eine gemeinsame innenraumhafte Sphäre aus [...]. Ihrer Grundform nach erscheint die Sphäre als Zwillingsblase, ein ellipsoider Geist- und Erlebnisraum mit mindestens zwei polarisch einander zugewandten und zugehörigen Einwohnern.“⁹

Genau gesagt hat man es mit drei einander bedingenden Räumen zu tun: Der Körper- und Geistraum der Mutter oder Gottes, der ebensolche des Babys oder Menschen und der gemeinsam von beiden erschaffene und geteilte Raum. Nimmt man das Bild vom ellipsoiden Geist- und Erlebnisraum, an dem beide mitarbeiten, noch einmal auf, so wird auch deutlich, dass strukturell beide füreinander von „geistiger“ Bedeutung sind: zwei Subjekte in einem gemeinsam geschaffenen Universum. Und ist es zu gewagt zu behaupten, dass beide, „dass Selbst und Objekt [Mensch – Gott, Baby – Mutter, H.K.] das Empfinden haben, einander zu weiten und zu beseelen“?¹⁰

Faktisch handelt es sich natürlich um ein ungleiches Paar. Am Beispiel der Inspiration bringt Sloterdijk die Differenz in folgendes Bild:

„Das Konzept [der Inspiration, H.K.] bezeichnete einst, als es ohne Ironie gebraucht werden konnte, den Umstand, daß eine informierende Kraft von über-

7 Peter Sloterdijk, Sphären I. Blasen, Frankfurt a.M. 1998, 28.

8 René A. Spitz, Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr, Stuttgart 1983, 113.

9 Sloterdijk (Anm. 7), 45.

10 Christopher Bollas, Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung, Stuttgart 1997, 43.

legener Natur ein menschliches Bewußtsein zu seinem Mundstück oder Resonanzboden macht. [...] der Empfänger weiß jedesmal, daß er oder sie, über eigene Anstrengungen hinaus, gewissermaßen Besucher von anderswo in seinem oder ihrem Denken beherbergt hat.“¹¹

Hier ist zunächst beschrieben, *wie das Selbst durch den Anderen / die Andere und eben auch das Andere¹² zum Selbst wird*. Aber muss nicht schon der Mensch als Möglichkeit in Gott präsent gewesen sein, um den Erdenkloß inspirieren zu können? Muss also nicht das Baby schon in der Mutter präsent sein, noch bevor sie es ertastet, erstreichelt, stillt und bei seinem Namen ruft? Ganz sicher! Der für den Ursprung festzuhaltende Unterschied liegt darin, dass die Mutter von dem Baby eine Vorstellung hat, das Baby hingegen angeborene Such- und Lebensregungen, deren primäres Ziel die Mutter ist. Mit einer ursprünglich religiösen Suchbewegung, also eine Art „Religionsgen“, kann ich mich nicht anfreunden. Vielmehr sind es zum einen die frühen Beziehungsobjekte, die die Kultur und im Besonderen die Religion an das Kind herantragen, es gleichsam füttern mit Kulturmilch und zum anderen ist es der erwachsen werdende Mensch selbst, der all seine Erfahrungen, eben auch die unbewussten frühkindlichen Erfahrungen, im Lichte der Religion deutet und ihnen so einen religiösen Sinn einlegt. „Ja, du hast mich aus dem Mutterleib gezogen, mir Vertrauen eingeflößt an der Brust meiner Mutter. Auf dich bin ich geworfen vom Mutterleib an [...]“ (Ps 22, 10 f.).

Mit dem Hinweis von Sloterdijk, dass man „Besucher von anderswo“ in sich beherbergt hat, wird deutlich, dass die/der Andere und eben auch das Andere im Selbst verortet, die psychische Realität stets eine mit Anderen und Anderem geteilte ist. Und es ist sicher nicht übertrieben, wenn behauptet wird, dass der Mensch erst durch den Anderen und das Andere zu sich selbst kommt und sich so seiner selbst bewusst werden kann. Eben dies alles gehört zu dem, was man psychisches Atmen nennt.

Wo bist du? Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Wenn das Baby die Mutter, wenn der Mensch Gott nicht findet, wenn ihre Räume füreinander verschlossen bleiben, wenn sie keine Bedeutung füreinander haben, so entsteht in dem Baby / Mensch das Grauen; ein Fallen in unendliche Tiefen, ein Überfluten von Urfluten, in denen es keinen Halt, keine Arche gibt. Für diese Angst zu zerfallen, in das Nichts zu stürzen, gibt es in der Psychologensprache

11 Sloterdijk (Anm. 7), 30.

12 Mit dem Begriff „das Andere“ soll hier allgemein die Kultur bezeichnet werden, zu der die Bereiche Ökonomie, Ethik, Pädagogik, Politik, Kunst und Religion gehören. All dies ist natürlich zunächst in der Mutter in unterschiedlicher Ausformung repräsentiert (Vgl. Dietrich Benner, Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns, Weinheim / München 2001, 22 ff.). Im Besonderen bezeichne ich mit „das Andere“ auch das „Göttliche“, wie es uns durch den *biblischen Text* vor all unsere Sinne kommt.

kein Wort; das Wort Angst, auch wenn man es als Angst vor Fragmentierung qualifiziert, ist schon zu differenziert. *Mysterium tremendum* könnte ein Wort dafür sein. „[...] nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder Staub“ (Ps 104, 29). „Der ich doch wie Moder vergehe und wie ein Kleid, das die Motten fressen“ (Hiob 13, 28). Das sind Hinweise, dass nicht nur die Seele, sondern auch das Körperselbst zu zerfallen droht, wenn der Lebensatem entzogen wird. „Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, all meine Knochen haben sich voneinander gelöst; mein Herz ist in meinem Leib wie zerschmolzenes Wachs“ (Ps 23, 15). „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 23, 2)

Ein grauenvolles Zerfallen, weil der Andere abwesend, verschlossen, kalt oder eben, wie soll man es anders deuten, von grausamem Zorn erfüllt ist. „Verstoße nicht im Zorn deinen Knecht“ (Ps 27, 9b). Dies ist in der Entwicklungsgeschichte eines jeden Menschen kein Sonderfall. Aufgrund der unbedingten Abhängigkeit des Säuglings erlebt er die Abwesenheit des guten Objektes wie von einem bösen, zornigen Objekt verfolgt; ausgeliefert den Mächten des Todes. Kehrt das Objekt zurück, so hellen sich die finsternen Täler wieder auf, das Gute kehrt zurück. Das Gewährwerden der Allmacht wird später helfen, denn nur eine mächtige Mutter, ein mächtiger Gott kann schützen und retten.

„Wir entwickeln einen Glauben an eine Gottheit, deren Abwesenheit merkwürdigerweise als eine ebenso wichtige Bewährungsprobe für das Sein des Menschen gilt wie ihre Anwesenheit.“¹³

3. Das Angesicht

In dem sogenannten „still-face-Experiment“ wiesen Säuglingsforscher eine Mutter an, zunächst mit ihrem Säugling von Angesicht zu Angesicht zu spielen. Sie sollte dann urplötzlich ihr Gesicht erstarren lassen.¹⁴ Man konnte beobachten, dass das Baby daraufhin zunächst verzweifelt versucht, das Gesicht der Mutter wieder lebendig zu machen. Gelingt ihm das nicht, wird es selbst traurig und verzweifelt, als würde ihm der Lebensatem entzogen.

Daniel Stern, der versucht, sich aufgrund seiner Beobachtungen der Interaktionen von Mutter und Baby in das Baby hinein zu versetzen, beschreibt, wie sensibel das Baby auf die Veränderungen im Gesicht der Mutter reagiert. „Ich tauche in die Welt ihres Gesichtes ein [...]. Ihre Lebendigkeit und ihr

13 *Bollas* (Anm. 10), 29.

14 Vgl. *Horst Kämpfer*, *Erziehung im ersten Lebensjahr*, Frankfurt a.M. 2006, 32 u. 175 f. Solche Experimente sind ethisch sehr fragwürdig. Man setzt bewusst das Baby einer psychotischen Situation aus.

Schwung sind die Luft und das Licht [...]“¹⁵ Leben schaffender Segen, sie ist da, umgibt mich; ich sehe sie, sie sieht mich, ich sehe mich durch sie. „Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir“ (4. Mose 6, 25).

„Heute aber ist hier alles bewegungslos und trübe [...] Ich habe Angst. Langsam kriecht ihre Gleichgültigkeit auch in mich hinein.“ Ohne sie verliere ich mich selbst, bin mir und den inneren Stürmen und Fluten ausgeliefert. „Ich versinke in tiefem Schlamm, wo kein Grund ist; ich bin in tiefe Wasser geraten und die Flut will mich ersäufen. Ich habe mich müde geschrien und mein Hals ist heiser. Meine Augen sind trübe geworden, weil ich so lange harren muss auf meinen Gott“ (Ps 69, 3–4). „Wende dich zu mir und verbirg dein Angesicht nicht vor deinem Knecht, denn mir ist angst“ (Ps 69, 18).

„Ich suche in ihrem Gesicht nach etwas Lebendigem, zu dem ich Zuflucht nehmen kann [...] Allmählich kehrt das Leben in ihr Gesicht zurück [...] Ihr Gesicht wird zu einer leichten Brise, die mich fächelnd berührt und mich liebkost und beflügelt.“¹⁶ „Lass leuchten dein Antlitz, so genesen wir“ (Ps 80, 8).

Man sagt, das Gesicht, die Augen, seien der Spiegel der Seele. Zorn oder Freude, Scham oder Trauer, Verzweiflung oder Hoffnung, Panik oder Vertrauen: Im Gesicht und den Augen spiegeln sich die eigenen Gefühle. Aber in dem beziehungshaften Raum zwischen Mutter und Baby ist das Gesicht des / der Anderen auch der Spiegel für das Selbst. Das Baby sieht sich im spiegelnden Gesicht der Mutter. Ist das Gesicht leer, bewegungslos und trübe, so wird es auch im Baby Stück um Stück leer, trübe und gleichgültig. Es wirkt gewissermaßen so, als ob das spiegelnde Gesicht den seelischen Raum des Babys bestimmt, ja geradezu eine Macht über die sich in ihm entwickelnden Gefühle hat. Ein jeder wird sich sicher daran erinnern können, wie das Gesicht der eigenen Mutter eine jede und einen jeden bestimmen konnte; sie konnte durch ihren Gesichtsausdruck Freude, Trost, Scham oder Schuld bereiten.

Sloterdijk spricht in diesem Zusammenhang von einer „interfacialen Sphäre“ oder noch deutlicher von einem „Interfazialbrutkasten“.¹⁷ Das ist insofern von Bedeutung, da er damit auf den Wechselprozess aufmerksam macht. Auch das spiegelnde Gesicht des Babys bestimmt den seelischen Raum der Mutter. Notwendigerweise gehört diese Möglichkeit zu ihrer Empathie. Den Ausdruck des Babys aufnehmend versucht sie Glück zu bestätigen und Unglück zu wenden. Aber sie ist auch in ihrer Identität als Mutter auf das spiegelnde Gesicht des Babys angewiesen. Kann sie z. B. das traurige, trübe, verzweifelte Gesicht ihres Babys nicht aufhellen, breitet sich in ihr selbst leicht ein Ungenügen aus, das sich bis zu einer verzweifelten Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit steigern kann. Dann wird dieses Gesicht wiederum der Spiegel

15 *Daniel N. Stern*, Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt, München / Zürich 1993, 63.

16 A.a.O., 63.

17 *Sloterdijk* (Anm. 7), 172.

für das Baby usw.; ein sehr schwieriger Teufelskreis entsteht. Das Gesicht als Spiegel bietet keine „eidetische Wiedergabe, sondern ein Affektecho“.¹⁸

Von Angesicht zu Angesicht bringt sich der eigene Seelenraum in den Dialog ein, beeinflusst den Anderen und wird vom Anderen beeinflusst: Voraussetzung und Bedingung jeder psychischen Entwicklung. Nicht durch Verschmelzung und Umarmung entwickelt sich das Ich am Du, sondern von Angesicht zu Angesicht, im sich wechselseitigen Erkennen erkennt sich das Selbst. Zu dem Anderen gehört, wie schon betont, immer auch das Andere, welches nicht nur den Umkreis bestimmt, sondern in dem Anderen immer schon repräsentiert ist. Auch im Dialog mit dem „Das Andere“ ereignet sich ein Erkennen. „Und als er betete bekam sein Antlitz ein anderes Aussehen“ (Lk 9, 29).

4. Die Stimme

„Wie ist es möglich, dass ich für Milliarden von Botschaften ein Fels bin, gegen den sie ohne Resonanz anbranden, während gewisse Stimmen und Weisungen mich aufschließen und zittern machen, als wäre ich das auserwählte Instrument für ihr Lautwerden, ein Medium und Mundstück nur für ihren Drang zu ertönen.“¹⁹

Ungefähr ab dem fünften Monat kann ein Fötus hören. Bevor das Baby geboren wird, sind schon viele Geräusche an und in sein Ohr gedrungen. Man kann vermuten, dass Mutters Stimme dem Baby schon vertraut ist, wenn es zur Welt kommt und es diese nicht nur gern hört, sondern auch von anderen schnell unterscheiden lernt. Das vorgeburtliche akustische Engramm führt zur akustischen Wiedererinnerung. Die Menschen, so Sloterdijk, gehen ausnahmslos aus einem vokalen Matriarchat hervor.²⁰ Und zugleich werden die meisten Mütter ihre Stimme den Bedürfnissen des Babys anpassen. In wechselseitiger Aufmerksamkeit und Spiel ist die Stimme höher, geht es um Beruhigung, wird die Stimme tiefer. Aber auch das Baby arbeitet gleichsam mit unterschiedlichen Tonfrequenzen: Vom Schreien aufgrund eines Unwohlseins bis zum spielerischen Brabbeln und Brummen. Mutter und Baby bewegen sich (im doppelten Sinne des Wortes) in einem vokalen Beziehungsraum. Selbst die Vorliebe für die Töne des jeweils anderen ist beidseitig. Bei der Mutter kann man vermuten, dass sie aufgrund einer Kombination von regressiven Prozessen und Identifikation ihren Wahrnehmungsapparat so zu orientieren vermag, dass sie für die Töne des Säuglings empfänglicher ist als für andere Geräusche. Und schon bald vermag sie zu unterscheiden, ob es ein Ruf aus Not, Langeweile oder vielleicht Kontaktbedürfnis ist. „Herr, höre

18 A.a.O., 204.

19 A.a.O., 489.

20 A.a.O., 519.

meine Worte [...] vernimm mein Schreien [...] Herr, frühe wollest du meine Stimme hören, frühe will ich mich zu dir wenden und aufmerken“ (Ps 5, 2–4).

Nun sind die Töne, ganz ähnlich dem Antlitz, intersubjektive Spiegelprozesse bzw. Affektechos. Sie geben wieder, was das Innere bewegt und das Subjekt erwartet auch die entsprechende vokale Resonanz. Das Baby versteht zunächst den Ton, den Klang, gleichsam die Musik von Mutters Stimme, es wird gehalten, getragen, erkannt und anerkannt von einem Vokalgewebe. Aber es ist nicht nur Orchestermusik, sondern gesungenes Lied und Text. Bei fast allem, was Mutter und Baby miteinander tun, spricht die Mutter. Sie verbalisiert, was sie aufgrund ihrer Einfühlung sieht, hört, denkt oder fühlt. Und das Baby erkennt sich mit seinen Wünschen im Lied, in der Sprache wie in einem vokalen Spiegel.

Von Zeit zu Zeit allerdings ist ihre Stimme rau, unbarmherzig, genervt. Es wirkt auf das Baby wie ein Vokalgewitter, bedrohlich wie das sprichwörtliche Donnerwetter. Die Stimme zerschmettert, was zuvor heil war; sie verbreitet Angst und Schrecken. „Die Stimme des Herrn ergeht mit Macht [...] zerbricht die Zedern [...] sprüht Feuerflammen [...] läßt die Wüste erbeben [...] läßt Eichen wirbeln und reißt Wälder kahl“ (Ps 29, 4–9). Und dann, hoffentlich, nach einer Zeit wieder ein anderer Ton. Durch alle Wolken und Gewitter hindurch öffnet sich der Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Mt 3, 16 und Mt 17, 5).

„Die unersetzliche Stimme spricht eine unmittelbar sich selbst wahrmachende Prophezeiung aus: Du bist willkommen, du bist nicht willkommen. So wird die Stimmfrequenz der Mütter zu einem an den Anfang des Lebens zurückversetzten Jüngsten Gericht.“²¹

Schließlich findet die Mutter Worte für das, was das Baby im Inneren bewegt, was es zunächst nur als Bewegung, als Sturm oder Ruhe wahrnehmen kann, denn noch hat es kein Wort für ein Gefühl. Ja selbst für die, die Himmel und Hölle bereiten kann, muss man noch ein Wort finden: Mama. Langsam erkennt das Baby die Kraft der Wortgefäße, in denen das innerlich bewegende aufgehoben werden kann. Denn es lebt „nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus Gottes (ihrem) Mund kommt“ (Mt 4, 4). Bald wird die Mutter sogar mit Worten (und vielleicht noch etwas Spucke) den Schmerz nach einem Sturz lindern können: „Sprich nur ein Wort, so wird dein Diener gesund“ (Mt 8, 8). Schreien, rufen, bitten, gehört werden, flehen um ein Wort, um vokale Milch, damit die Stürme sich legen.

„Ein nicht allzusehr frustriertes Kind erwirbt im mütterlichen Milieu den proto-religiösen Glauben, daß zwischen dem Ruf und dem Trinken eine immergültige

21 Ebd., 519.

pragmatische Gleichung in Kraft ist [...] Religion überlebt als Erinnerung an die Zeit, als das Rufen noch geholfen hat.“²²

5. Die Verwandlung²³

Das psychische Atmen sowie der intersubjektive Austausch über das Antlitz oder die Stimme führen in den Subjekten zu Veränderungen und Entwicklungen. Jeder Mensch, der in einem hinreichend guten Milieu aufwächst, hat wohl die Erfahrung gemacht, dass physischer wie auch psychischer Schmerz durch die Andere (in der Regel Mutter) aufgehoben werden kann, so dass im Selbst eine Verwandlung stattfindet. Zu seinen sehr frühen schmerzhaften Erfahrungen gehört das Reißen im Bauch, das man später Hunger nennen wird, und das Verlorengehen in der Einsamkeit objektloser Weite.

„Die Welt zerfällt. Irgendetwas wird gleich geschehen. Das Unbehagen wächst. Es breitet sich vom Zentrum her aus und verwandelt sich in Schmerz. Genau im Zentrum bricht jetzt der Sturm los. Genau im Zentrum wird er stärker und geht in pulsierende Wellen über [...] Die pulsierenden Wellen türmen sich auf und nehmen die gesamte Atmosphäre ein. Die Welt ist ein einziges Brüllen [...]“

So versucht sich Stern einzufühlen.²⁴ Das Schreien und Rufen des Babys wird die Mutter erreichen und herbeieilen lassen. „Herr, neige deine Ohren und erhöre mich, denn ich bin elend und arm“ (Ps 86, 1).

Die Mutter kommt herein. Zunächst ist nur ihre warme, ruhige Stimme zu hören, schließlich kommt ihr Gesicht ins Blickfeld, die Berührung ihrer Hände wird spürbar, ihre Brust füllt den Mund. Die Mutter-Kind-Sphäre wird wieder erschaffen.

„Die Hülle schiebt die weiten leeren Räume hinweg. Alles verändert sich [...] Der warme Strom [aus Milch, Ton, Berührung und Haltung, H.K.] vertreibt die Eiseskälte. Er kühlt das Brennen. Er löst den Knoten im Zentrum und entkräftet das wilde Pulsieren, bis dies ein für alle Mal vergeht [...] Eine veränderte Welt erwacht.“²⁵

Bollas nennt das eine Verwandlungserfahrung mit einem Verwandlungsobjekt. Es sind Erfahrungen, die uns bekannt vorkommen und die wir doch nicht erinnern können. Bollas spricht daher von dem „ungedachten Bekannten“, das fast alle Menschen in sich aufbewahren.

„Die Art und Weise, wie unsere früheren Anderen – die transformierenden Ob-

22 A.a.O., 536 f.

23 Vgl. Horst Kämpfer, Worte finden auf der Schwelle, in: Regina Sommer, Julia Koll (Hg.), Schwellenkunde. Einsichten und Aussichten für den Pfarrberuf im 21. Jahrhundert. Ulrike Wagner-Rau zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2012, 155–170.

24 Stern (Anm. 15), 38.

25 A.a.O., 42 f.

jekte unserer Säuglingszeit und Kinderjahre – uns behandeln, wird in uns kodiert und in die Grammatik unseres Ichs oder in der Regel des Seins und der Bezogenheit eingebaut, nach denen wir unser Leben leben.“²⁶

Etwas weitergehend ist mit Grund zu behaupten, dass die Menschen nach solchen Verwandlungserfahrungen, die ihnen vertraut und doch ein jedes Mal neu sind, auf der Suche bleiben. „Wer Verwandlungsobjekte zu finden trachtet, ist im Gedanken an etwas, das in der Vergangenheit liegt, auf endloser Suche in der Zukunft.“²⁷

Auf solche Bezüge im Erwachsenenalter macht Fulbert Steffensky aufmerksam. Zu seinem „pneumatischem Bauchladen“ gehört ein Liebesgedicht von Gabriela Mistral, das „Scham“ überschrieben ist. Zwei kurze Passagen aus diesem Gedicht, das Steffensky in Zusammenhang mit Beten bringt, seien hier zitiert:

„Wenn du mich anblickst, werd’ ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau [...] Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau. Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich durch dein Wort. Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt, die du geküsst, von Schönheit strahlen.“²⁸

Das sind gefühlte Verwandlungen im Subjekt durch Blicke, Stimme und Berührung. Die Protagonistin, die ein wenig an sich zweifelt (trister Mund, zerrissene Stimme, rauhe Knie, plumpe Stirn), fühlt sich verändert, verwandelt und, nimmt man den Titel ernst, auch ein wenig beschämt. Es scheint zur Verwandlung zu gehören, dass der Andere die Schrammen sieht und erkennt und sie in ein neues Licht rückt: Entdeckt, erkannt und verwandelt. Auch der Psalmbeter zeigt, wie zuvor beschrieben, sehr deutlich, was ihn schmerzt und umtreibt, was ihn zu Boden wirft und zerfallen lässt. Hier spürt man nicht so sehr die Scham über die eigenen Schrammen. Mutig und zum Teil wütend wirft er dem großen Anderen sein Elend ans Ohr oder vor das Gesicht. In ihm ist eine Erfahrung, dass er sich zumuten darf – ganz ähnlich dem Säugling – und dass es Veränderung gibt: „Lass leuchten dein Antlitz, so genesen wir“ (Ps 80, 8).

Die zahlreichen Heilungsgeschichten des neuen Testaments geben ein beredtes Zeugnis solcher Wandlungserfahrung. Was lässt z. B. den Blinden bei Jericho aufschreien gegen die ihn unterdrücken wollenden Kräfte? Er glaubt daran, dass Veränderung möglich ist, ja dass der Name Gottes vielleicht so übersetzt werden kann.²⁹ Die, die ihn anfahren zu schweigen, stehen vielleicht

26 Christopher Bollas, *Die unendliche Frage. Zur Bedeutung des freien Assoziierens*, Frankfurt a.M. 2011, 18.

27 Bollas (Anm. 10), 52.

28 Fulbert Steffensky, *Die Schwachheit und die Kraft des Betens*, in: Norbert Dennerlein / Udo Hahn (Hg.), *Das Beten – Herzstück der Spiritualität*, Hannover 2005, 9 – 32, hier: 9 f.

29 Vgl. Jürgen Ebach, *Tags in einer Wolkensäule, nachts in einer Feuersäule. Gott wahr-*

für jene Kräfte in ihm, die eben an der Gewissheit der Verwandlungsmöglichkeit zweifeln. Muss nicht jeder Glaube gegen seinen Schatten, den Zweifel, anbrüllen? Die Gewissheit, von einem Verwandlungsobjekt verwandelt zu werden, gibt es nicht – die Sehnsucht und die Hoffnung schon. Und aufgrund der frühen Erfahrungen ist die Hoffnung berechtigt.

„Zum Beispiel lässt sich für viele Religionen sagen, dass ein Gläubiger, der davon überzeugt ist, dass die jeweilige Gottheit tatsächlich die gesamte Umwelt zu verwandeln vermag, innerhalb einer mythischen Struktur die Umstände der frühesten Bindung an ein Objekt wachhält.“³⁰

6. Beziehung und Wort

Am Beispiel der Stimme wurde schon auf die Bedeutung des Wortes hingewiesen. Zunächst werden im ersten Lebensjahr Worte als Gefäße gefunden, die Erfahrungen in sich aufnehmen – so das Wort Mama. Dabei hilft das Wort, das Objekt in sich zu repräsentieren oder anders ausgedrückt, sich Mama vorstellen zu können, auch wenn sie nicht unmittelbar anwesend ist. Psychologisch ist das nur möglich, wenn die gute Erfahrung als ein inneres Objekt nicht zu lange durch Abwesenheit erschüttert wird. Das Wort ist gleichsam Hinweis auf gelebte Anwesenheitserfahrung; und zugleich ist im Wort die Hoffnung auf erneute Begegnung in der Abwesenheitserfahrung enthalten. So wird das Wort zum Symbol. Das Symbol hilft dem Kind, schließlich auch allein sein zu können, weil es Mama denken kann und so eben nicht ganz allein ist. Solche Worte werden im intersubjektiven Dialog gefunden, da es das Wort immer schon gibt. Subjektiv wird es neu erfunden, objektiv wird es gefunden.³¹

Auch Anwesenheit ist nicht unambivalent. Also nicht nur An- und Abwesenheit gehen in das Wort Mama ein, sondern auch Liebe und Hass / Destruktivität. In der psychischen Entwicklung kommt jedes Individuum mit der zunächst unbewussten Frage in Kontakt, ob Enttäuschung über und Hass auf das Objekt selbiges zerstört hat und es deshalb zur Abwesenheit kommt. Fällt das Objekt real aus, d. h. stirbt es oder ist aufgrund von Depression nicht mehr zugänglich, so kann es als äußeres und anderes Objekt nicht real / wirklich werden. Das Objekt muss, wie Winnicott so treffend beschreibt, die Angriffe

nehmen. „... denn das, was ist, ist nicht alles. Und weil, was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern“, in: Sonderheft Merkur 53 (1999): Nach Gott fragen. Über das Religiöse, 784 – 794, hier: 785.

30 *Bollas* (Anm. 10), 28.

31 Die hier vorgetragenen Gedanken haben eine große Nähe zu dem, was Winnicott als Übergangsobjekt beschreibt. Übergangsobjekte sind Vorstufen des Symbolischen. Vgl. *Donald W. Winnicott*, Übergangsobjekte und Übergangsphänomene, in: ders., Vom Spiel zu Kreativität. Stuttgart ²1979, 10–36; ders., Objektverwendung und Identifizierung, Stuttgart ²1979, 101–110.

des Babys überleben – „Es ist wichtig, dass ‚Überleben‘ in diesem Zusammenhang ‚Sich-nicht-rächen‘ bedeutet“³² –, denn nur dadurch rückt das Objekt aus dem Omnipotenzraum des Babys und kann als getrenntes, äußeres, reales Objekt wahrgenommen und verwendet werden.

Diese frühe Erfahrung wird wichtig für alle weiteren Beziehungen im Leben des / der Einzelnen. Den Anderen wirklich als Anderen erkennen und sein lassen zu können, setzt eben voraus, dass er durch diesen Vorgang aus dem eigenen Omnipotenzraum entlassen werden konnte. Das gilt nun auch für die Entwicklung einer reifen Gottesbeziehung. Die Passions- und Ostergeschichte bringt solche Erfahrung zur Sprache. Muss nicht auch Gott von Jedem / Jeder angegriffen und vernichtet werden (Passion und Karfreitag), muss nicht der Schrecken erlebt werden über diese ungeheure menschliche Tat und muss nicht Gott diesen Angriff überleben (d. h. sich nicht rächen; Auferstehung und Ostern), um schließlich für den Menschen als das reale Andere zu erscheinen, zu dem dann wirklich eine Objektbeziehung entstehen kann, weil das Objekt nun außerhalb fantastisch omnipotenter Projektionen liegt? Der Preis für diesen fundamentalen Entwicklungsschritt ist die Schuld oder in der individuellen Entwicklung das Schuldgefühl. Allerdings ein recht annehmbarer Preis, da er als die Voraussetzung für jegliche Sorge um das Objekt zu sehen ist.

Im biblischen Text, im Wort, im „das Andere“ sind frühe Erfahrungen des Menschen aus seiner Entwicklung aufgehoben. Das Wort bringt zur Sprache, was sich sonst nur diffus als Empfindung zeigen kann. So ist der biblische Text auch ein Versuch, frühe Seins- und Beziehungserinnerungen ins Denken zu heben, ganz ähnlich wie die Psychoanalyse einem Patienten hilft, mittels Sprache das wiederzubeleben, „was er schon weiß, aber noch nicht gedacht hat“, was Bollas das „ungedachte Bekannte“ nennt³³. Wird etwas ins Denken gehoben, so fühlt sich der Mensch „verwandelt“.

„Die Erwartung, von einem Objekt verwandelt zu werden – die selbst eine Ich-Erinnerung an den ontogenetischen Prozess ist – versetzt das Subjekt in eine ehrfurchtsvolle Haltung gegenüber dem Objekt; obwohl die Verwandlung des Selbst nicht die Dimension der frühen Kindheit erreicht, neigt das erwachsene Subjekt somit dazu, solche Objekte für heilig zu erklären.“³⁴

Dr. phil. Horst Kämpfer, Jahrgang 1948, ist Pastoralpsychologe im Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein und analytischer Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut in freier Praxis.

Ziegelhofer Weg 70, 24107 Stampe

E-Mail: Kaempfer@iworld.de

32 Winnicott (Anm. 31), Objektverwendung, 107.

33 Bollas (Anm. 10), 16.

34 A.a.O., 28 f.